

Die Herbstsonne guckt in das Mansardenfenster, ein breiter, goldiger Streifen läuft über den Fußboden, und in der Sonne liegt die kleine Lina auf einem Fußbänkchen die Puppe auf dem Schoß.

„Lieberes Kindchen, es ist wahr, Wasser macht die Augenlein klar, Drum trink — nur still!“

Der Mann am Schreibtisch hebt den Kopf. Ja, so sang Marianne, kaum sechs Wochen sind es her, da hörte er's noch.

Er senkt den Kopf auf die Hand. Was soll werden — was soll werden? Hundertmal, tausendmal hat er sich die Frage vorgelegt, seit sie fortgetragen ist in dem gelben hohen Sarge.

Schlecht war's ihnen hier ergangen, immer schlechter, seit er sich hatte verführen lassen, aus der kleinen thüringischen Stadt nach Berlin zu ziehen, um in dem neugegründeten Geschäft eines Freundes eine Anstellung zu nehmen.

Und so lieb und gut und schön war sie. Wenn er das Kindchen ansieht mit dem feinen blauen Gesicht, dem zierlichen Räschen, den selbst am blühenden Augen, dem runden roten Mündchen, giebt's ihm einen Stich — sie ist das ganze Ebenbild seines armen Weibes, in dessen Leben er so wenig Helle und Wärme gebracht hat.

„Durch müssen wir doch!“ sagte sie in ihrer bestimmten Weise. Und sie übernahm es, zum Hauswirth zu gehen und um Stundung der Miethe zu bitten, damit sie nicht das Dach über dem Kopf verlore.

Wenn er sich jetzt nur nicht so jämmerlich verfallen gefühlt hätte trotz der beiden Kinder, von denen die paar Leute, die ihm ihr Verbleib ausgesprochen, gesagt hatten: „Die bleiben Ihnen ja, die werden Ihr Trost sein!“

„Durch müssen wir doch!“ Wie er nur durchkommen soll, nein, das weiß er nicht. Es legt sich wie ein grauer Nebel über seine Augen, er heißt die Feder ein. Nein, er darf keine Zeit verlieren, selbst nicht bei den schmerzlichen Erinnerungen.

„Lieberes Kindchen, sei nicht dumm, Der Schwamm fährt im Gesicht herum, Macht's rein und fein!“

Nun guckt Ludwig von seinem Buch auf. Er ist ein bläuliches, aufgeschwemmtes Junges von zwölf Jahren. Durch das Stüdchen Weltgeschichte — vom Großen Kurfürsten handelt es — hing's wie die Stimme der Mutter.

„Lieberes Kindchen, sei nicht dumm, Der Schwamm fährt im Gesicht herum, Macht's rein und fein!“

„Das Kind will schlafen. Und wenn das Kindchen schlafen will, Ist's rings im Haus und Felde still, Und Englein geben acht, zur Nacht.“

Staubatome tanzen in dem Sonnenstrahl. Ludwig sieht plötzlich auf, daß er vergessen hat, die Kommode abzuwischen. Staub konnte Mütterchen nicht leiden, er springt auf und holt ein Tuch und beginnt die Fläche zu reiben.

Dabei müffert er das Zimmer. Feldlich ausgeräumt ist ja. Aber auf seinem Lager drüben an der Wand, einem kleinen, eisernen Bett, liegt allerhand, auch ein Altenbüchel des Vaters. Das hätte Mütterchen nicht gelitten. Der Rechtsanwalt erlaubt dem ehemaligen Aktuar, jetzt viel zu Hause

Der Sonntagsgast.

anzufertigen, des sonst unbeauffichtigten Lindens halber. Wenn Ludwig in der Schule ist, bleibt Vater zu Hause. Eine Nachbarin auf demselben Flur hilft ihm beim Kochen — sie hand auch gut mit Mütterchen, die ihr in schwerer Krankheit viel beigebrungen war.

Ludwig reibt an der Kommodenplatte; der eine Fuß ist wackelig und kratzt dabei.

Der Vater fährt in die Höhe und fragt: „Was giebt's denn?“

„Der Junge weiß nicht recht, was er antworten soll. Wie wund und voll Heimweh sein Herz nach der Geforderten ist, mag er dem Vater nicht sagen; der leuchtet oft genug.“

„Ach, du willst wohl jetzt fort in die Schule?“ meint Vater Linnens, der außer seinem großen Schmerz alles jetzt vergißt, Zeit und Stunde. „Ja, denn mach nur — dann mach' nur, mein Sohn.“

Ludwig guckt in den Sonnenstrahl, der um Linnens' blondes Haar spielt, und sagt mit feiner Stimme, etwas klagen- den Stimme: „Es ist doch heute Sonntag, Vater! Hast du das denn vergessen?“

Der Aktuar legt die Feder hin und hebt sich mit einiger Anstrengung, wegen seines schmerzenden Beines, in die Höhe. An einem Sonntag Abend hat Marianne das letzte Wort gesprochen, dann raubten ihr die Schmerzen die Sprache. Sie hat ihn bei beiden Händen gehalten und ihm in die Augen gesehen; sie ahnte wohl, daß sie fort von Mann und Kindern mußte.

Aber nichts von Klagen und Abschied. Fest, fest hielt sie seine Finger umschlossen. Sie wußte wohl, daß er ihren Waisen kein harter Schöpfer, aber ein treu ausstehendes Herz sein würde.

„Sonntag, Marianne!“

„Vergiß nicht — mach' ihnen — ihre Blüde suchten die Kinder — ab und zu eine Sonntagsfreude.“

Dann kam ein athemraubender Hustenanfall, reden konnte sie nicht mehr, und bald war es aus. Ein paar Tage später ging er, Ludwig an der Hand, hinter dem Sarg her — einer nur folgte noch, sein Hauswirth, obwohl er sich nicht schuldete. Der wußte auch, welsch eine prächtige Frau sie gewesen war.

Der Vater steht auf und fahet mit der linken Hand über den Schreibtisch, den er übergezogen hat. Die Sonne ist so goldig, das Wetter ist wohl kühl, aber gut. So eine Luft, in der sich frei athmen läßt. All die Sonntage, die seit Mariannens Fortgang kamen und gingen, hat er ihrem Wunsch nicht nachgegeben. Er hat gar nicht daran gedacht in seinem tiefen, dumpfen Schmerz. Nun mahnt ihn der Junge, ohne sich vielleicht selber etwas dabei zu denken. „Hast Du das denn vergessen, Papa?“ Ihm ist, als spräche es Marianne nach.

„Nein, nein! Sonntag! Ja, und so schönes Wetter. Da sollt ihr auch eine Sonntagsfreude machen, gewiß sollt ihr das! Gleich jetzt sollt ihr hinaus!“ Er wird ganz hastig, ganz lebhaft dabei.

„Willst Du mit uns ausgehen, Vater?“ fragt Ludwig erkümt.

„Ja, nein, ich kann nicht! Die Arbeit preßirt! Der Rechtsanwalt braucht die Akten morgen. Aber — das geht auch ohne mich — eine Sonntagsfreude. Du bist ja groß und verständig, Ludwig! Denk' mal nach — was ihr thun könntet. Denk' mal nach, mein lieber Junge. Was so eine rechte Sonntagsfreude sein würde! Einen Großen, den habe ich schon übrig, den darf's tosten! Eine Sonntagsfreude, das war ja ihr letzter Wunsch!“

Und er sieht Ludwig forschend an, der ganz roth wird bei dem Nachdenken, das ihm anbefohlen wird. Die Kleine plappert mit ihrem Püppchen weiter.

„Weißt Du, Ludwig, nicht Eßhachsen. Etwas, das man sich sonst nicht leisten kann. Kinder haben doch so manche Wünsche!“ Er ist auch jetzt unbehilflich, selbst im Gewahren des Außergewöhnlichen.

„Ich hab's!“ sagt Ludwig und nicht wichtig und macht ein paar Schritte auf den erwartungsvoll dastehenden Vater zu. „Eine kostet noch nichts — wir können eine Großentour fahren und dann zurückkommen. Das wird schon sein, sehr schön! In der elektrischen,“ septe er fast flüsternd hinzu, als glaube er noch nicht recht an das Glück.

„Sehr schön! Gleich, gleich, schnell!“ haßet der ehemalige Aktuar. „Eine — Was ist — umbinden muß sie doch etwas?“ Er sieht wieder rathlos in dem Stübchen umher.

„Den bindet die Lina um! Fein, fein!“

Der Aktuar bedeckt fast die ganze kleine Gestalt in dem schabigen blauen Kleidchen; aus der Wäsche des Halsauschnitts hebt sich das kleine Köpfchen, wie das einer Henne mit einem Federtragen.

„Aufzusehen hat sie freilich nichts,“ sagt Ludwig kleinlaut. „Sie muß im Winter eine warme Mütze haben, aber das ist jetzt noch zu früh.“ Und dann wird er sicherer. „Aber sie hat ja so dickes Haar — und — so viele Kinder gehen ohne Hut.“

„Hm! Ja!“ Der Vater ist zufrieden. Wenn er seiner Marianne nur Wort hält. Es ist eine heilige Aufgabe für ihn.

„Wollt ihr Kaffee?“ fragte er dann, „Weißbrot ist auch da!“

„Hernach, Vater.“

Der händigte ihm den Nidel ein. „Nicht verlieren! Ordentlich auf das Kind aufpassen. Bist ja schon ein großer Mensch.“

Ludwig ist mit dem Schwesterchen, das er immer fest an der Hand hält, vor die Hausthür gelangt. Da ist mit einmal das Gebrause der Großstadt da, die vielen Wagen, die Kähler, die Fußgänger, die alle der Sonntag und das schöne Wetter hinausgeloßt hat. Dann geht er mit Lina an die Haltestelle der Elektrischen.

Sorglich hebt er das Lindchen hinein und folgt nach. „Nu geht's los!“ flüstert er ihr freudig zu, und „nu geht's los!“ spricht sie nach und lacht über das ganze Gesicht.

Wie das schwindelnd schnell geht! Die Häuser fliegen förmlich vorbei! Die Menschen, die damit Schritt halten wollten, mühten Siebenmeilenstiefeln anhaben! „Ist's schön, Lina?“ fragt er ganz leise an dem kleinen Ohr der Schwester. „Schön!“ sagt der frische Mund, und in den Augen ist ein Leuchten, und die Mäufgähnen bligen.

Der Schaffner kommt. Ganz feierlich holt Ludwig seinen Nidel heraus: „Wie weit fährt man dafür?“

„Bis zum Rollendorfsplatz!“ Und dann weiß der Schaffner auf den unbesetzten Platz neben dem Knaben. Denn Ludwig hat das Kind bisher zwischen seinen Armen gehalten. Ein Leuchten geht über das Gesicht des Knaben, als er Lina hinsetzt. Nun fährt es sich noch einmal so gut.

Es geht wunderbar schnell — fast ein wenig zu sehr, denn er man sich's verzieht, werden sie am Rollendorfsplatz sein.

„Was Käufer, was Käufer!“ haunt Lina, die noch nicht oft in die Stadt gekommen ist.

„Ja, ja!“ sagt Ludwig, „die giebt es viel in Berlin.“

„Was Bäume, was Bäume!“ schwaigt die Kleine weiter.

Nun wird es voll in der Bahn, sie muß auf Bruders Schooß sitzen, und er hält sie sorglich, damit das federleichte Persönchen nicht etwa bei einem Ausfall von seinem Schooß fliegt.

„Was Mädchen, was Mädchen!“ lacht Lina, als eine Pension in feierlichem Schritt über den baumgefaßten Mittelweg zieht.

Und nun noch eine Biegung und eine Kurve — und endlich, ja, da heißt's „Rollendorfsplatz!“

Ludwig hebt das Schwesterchen heraus. Sein Schwesterchen an der Hand, sieht er eine Weile an der Haltestelle am Rollendorfsplatz und sieht dem Ab- und Zufahren der Wagen zu, dem Ein- und Aussteigen all' der vielen Menschen.

„Fahren wir auch wieder?“ fragt Lina und hebt sich auf den Felsen.

Er lacht. „Kleiner Dummkopf, jetzt gehen wir nach Hause!“

„Kommen wir auch hin?“ meint sie mit ihrem dünnen Stimmchen.

„Immer der Bahn nach!“ sagte er. Hand in Hand machen die beiden Kinder sich auf den Heimweg — und zu Hause werden sie dem Vater von ihrer großen Sonntagsfreude erzählen.

Die zwei Kalender.

Ein Bauernjüd aus Siebenbürgen. Von Johann Leonhardt.

Wer Originale sucht, Menschen mit scharf ausgeprägter Eigenart, möge auf's Dorf kommen; da gibt es solche die Hülle und Fülle. In meiner Umgebung fesselt mich insbesondere einer dieser Originalmenschen immer aufs Neue. Er ist ein Spätmacher, eine Art Eulenspiegel, der schon manchen herben Scherz auf dem Gewissen hat, mit dem er beschränkte und abergläubige Gemüther in Angst und Furcht gebracht und zu Thaten verleitet, vor denen sie sich selbst schämen würden, wenn sie klüger wären.

Dabei ist unter Mann einer der tüchtigsten sächsischen Bauern. Nicht nur, daß er seine Feldgründe mit rüchrigstem

Flöße bebaut, nicht nur, daß er jedem Fortschritt stets Augen und Ohren öffnet; er befißt jahe Ausdauer, mit der er sich aus sehr dürftigen Verhältnissen zu ernährendem Besitzthum emporgearbeitet hat. Mit allem Müglings handelte er, mit Hanf, Hafer, Leinsamen, Speck, mit Wägen und Sensen. Die eisernen Pflüge, die heute in seiner Heimatgemeinde allgemein im Gebrauch stehen, hat er eingeführt. Und lag um eine Zeit eine beträchtliche Schuldlast auf seinen Schultern, die sich in Folge von zwei, seine gesammten Wirtschaftsgelände und Futtermaterialien einschneidenden Feuersbrünsten, dann durch Viehrantheiten, die ihn zweimal seines Geheimes beraubten, auf ihn niederkam, er hat sie getilgt.

Also unser Mann versteht es wohl, auch den Ernst des Lebens zu pachten. Aber, und das ist das Besondere an ihm, traurig und niedergeschlagen sieht man ihn nie. Auf seinem munteren Antlitz sieht immer der Frohsinn, und aus den blühenden Augen lugt die Verschlagenheit und der Schall heraus.

Es ist nicht meine Absicht, diesmal allzuviel aus dem Leben unseres Spätmachers darzubieten. Ich beschränke mich auf eine einzige Geschichte, die von zwei Kalendern. In ihr machte er sich gelegentlich zum Narren, während er Andere zum Narren hielt.

Unser Spätmacher hat in seinem Leben viel in Kronstadt zu thun gehabt. In seiner Jugend diente er dafelbst. Aus jenen Tagen berichtet er gern und viel von eigenen Erlebnissen und gelungenen Streichen; diesmal aber, als sich seine Geschichte von den zwei Kalendern abspielen sollte, hatte er in jener Stadt zwei Söhne auf der Lehre. Diese wollte er besuchen und gleichzeitig einiges in Sachen seines Handels mit Leinsamen, Hanf &c. erledigen.

Als er von Hause schied, erfuhrte ihn seine verheiratete Tochter, ihr von Kronstadt einen Kalender mitzubringen. Nachdem unser Mann dann seine wichtigsten Angelegenheiten in der Stadt erledigt hatte, begab er sich in das städtische Verkaufshaus, in welchem alle städtischen Gewerbe ihre Waaren feilbieten. Dort fand er auf der Stiege auch eine ältere Frau mit Büchern und Kalendern. Er sah sich mehrere von diesen mit ihren farbigen Umschlägen an und fragte, einen mit rothem Umschlag in der Hand: „Was heißt dieser Kalender?“ — „Zwanzig Kreuzer!“ war die Antwort. „Nun, dann geben Sie mir noch einen, Frau, weil die Kalender heuer so billig sind, wer weiß, habe ich übers Jahr noch zwanzig Kreuzer, um mir dann einen zu kaufen; aber bitte, einen Kalender mit grünem Umschlag, sein Inhalt wird mit dem dieses rothen nicht gleich sein.“ — Die Frau lachte und gab dem eigenthümlichen Käufer auch einen grünen Kalender. Diesen fand er für sich gekauft; der erste, rothe, gehörte seiner Tochter.

Während dieser Mann in beiden Büchlein noch andächtig herumblätterte, bald eines, bald das andere anfasste und dabei eine besondere Freude an den farbigen Umschlägen zu haben schien, die seinem Ausdruck zufolge die Verschlagenheit des Inhabers kennzeichnen sollten, war ein älterer, grauhaariger Mann hinter ihm getreten. Dieser hatte die Worte, warum sich der Bauer zwei Kalender kaufte, und warum gerade einen grünen zum rothen, gehört; er klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte: „Freund, dich ziehen zweiten Kalender zurück; geht, ihn werft ja für denselben das Geld hinaus; der rothe und der grüne sind ja ganz gleich!“

Unser Spätmacher lehnte sich mit dem erstensten Bild um, müfferte seinen Warner und sagte dann ruhig: „Was wissen Sie! Haben Sie denn die Kalender schon gelesen? Lebrigens will ich mir eben zwei Kalender kaufen; denn jetzt habe ich Geld. Uebers Jahr, wer weiß, sind sie so billig.“

Mit einem mittelidigen Wackeln entfernte sich der fremde Mann und überließ den dummen Bauern mit den zwei Kalendern seinem Schicksal.

Als dieser nächsten Morgen auf den Bahnhof kam, um mit dem Frühzug in seine Heimat zurückzufahren, war's noch recht dämmerig. Trotzdem wandelte ihn die Lust an, im Coupé wieder einmal nach seinen Kalendern zu sehen, und er zog den einen aus der Tasche. Ein allklüger, in einen Bels gebüllter Mann saß gegenüber. „Ah, Sie haben schon einen neuen Kalender, guter Mann?“ fragte dieser, als er das kleine rothe Büchlein erblickte. Dieser antwortete: „Zawohl!“ — „Bitte, erlauben Sie ihn mir einige Augenblicke!“ bat der Fremde. Unser Spätmacher zog den zweiten, den grünen, Kalender hervor und überreichte ihm. „Sie haben ja sogar zwei Kalender!“ rief der Fremde. „Nun, das ist schön! Brauchen Sie übrigens so viele Kalender in

ihrem Hause?“ — „Das gerade nicht, gnädiger Herr,“ erwiderte unser Spätmacher ernst, wie in Kronstadt, „aber diese Kalender sind heuer so billig, nur zwanzig Kreuzer einer; und da habe ich dann auch so überflüssiges Geld.“

Der fremde Herr lachte, nahm aber den Kalender und sagte nichts weiter, auch als er diesen bald darauf wieder zurückgab. Dafür drängte es einen der Mitreisenden im Coupé, der gerade auch einen Kalender brauchte, sich in die Angelegenheit hineinzumischen. Es war der Notar aus einer der nächsten Gemeinden des Bezirkes. „Gebt mir einen Euerer Kalender,“ hob er an, „was wollt ihr mit zwei Kalendern? Ich geb' Euch fünfzehn Kreuzer für einen. Wollt ihr?“ — „Sie sind geschickt,“ verlegte unser Spätmacher, „und ich soll mir übers Jahr vielleicht wieder einen Kalender kaufen?“ Der Notar lachte zuerst herzlich, dann deutete er auf die gleiche Jahreszahl auf beiden Kalendern: es gelang ihm aber weder, unserem Manne Klar zu machen, daß beide Kalender ganz gleiche seien, noch einen von denselben zu erkennen. Als er bald darauf abstieg, rief er dem Unverbehrlichen zu: „Gebabt Euch wohl, Bauer; ich wünsch' Euch Glück mit Euren zwei Kalendern!“

„Danke!“ war die Antwort. Aber jetzt hatte unser Mann es mit den zurückgebliebenen Mitreisenden zu thun, die bereits anfangen, sich ungenirt über ihn lustig zu machen. Nach zwei Stationen stieg der Herr mit dem Bels aus. Auch er empfahl sich besonders dem unserm Spätmacher mit den Worten: „Ich wünsch' Euch Glück mit Euren zwei Kalendern!“ Auf der folgenden Station stieg ein Handwerker des nahen Marktes aus; der Bauer kannte ihn, ohne daß er ihm selbst bekannt gewesen wäre. Als auch dieser ihm beim Aussteigen den nun bereits gewohnheitsmäßig werdenden Abschied entgegenrief: „Ich wünsch' Euch Glück mit Euren zwei Kalendern!“ da fragte ihn unser Spätmacher: „Nun, Herr W., kennen Sie mich nicht?“ Der Handwerker sah ihn lange an. „Ihr habt mir zwar ein bekanntes Gesicht,“ sagte er, „aber ich muß gestehen, ich kenne Euch nicht. Es thut mir freilich leid; denn so ein Exemplar.....“ Er empfahl sich.

Es blieben noch drei junge Männer zurück. Sie erfrischten sich soeben an etwas Piquette. „Laßt uns diesem guten Mann auch aufwarten!“ riefen sie, „auf daß er wirklich Glück habe mit seinen zwei Kalendern!“ Unser Spätmacher trant das ihm gereichte Gläschen mit ebensoviel Geschick aus, als seine freigelegten Beweiser. Als er bald aussteigen sollte, sagte er: „Meine Herren, Sie haben sich belustigt über mich; es hat mich sehr vergnügt. Sie haben mich für einen Narren gehalten; aber glauben Sie mir, Sie sind selbst Narren gewesen!“ Die Männer waren sehr betroffen. „Ich muß Sie nämlich jetzt auflären, denn ich bin bald zu Hause, und es macht mir weiter keinen Spaß, Sie im Irrthum zu lassen. So wissen Sie denn, einer dieser Kalender gehört mir, der andere aber meiner Tochter!“ Jetzt lachten die Fahrgenossen erst recht und verkehrten dem Spätmacher noch ein Gläschen.

Es war im tiefen Winter desselben Jahres. Man fing bereits allenthalben an, die Schweine zu schlachten. Unser Mann hatte wieder einmal etwas in der Kronstädter Gegend zu thun und lehrte beim Schulmeister einer Gemeinde ein. Dieser Schulmeister war unserm Manne ein alter guter Bekannter. Als er in den Hof trat, fand er dort eben den Fleischhauer des Dorfes mit dem Abschlagen eines Schweines beschäftigt. Der Schulmeister war sehr froh, als er den guten Bekannten sah, und rief ihm zu: „Es ist gerade gut, daß Sie kommen, Freund; helfst uns einen schönen Bachen (Speckseite) machen!“ Unser Spätmacher wandte sich an den geschäftigen Fleischhauer mit der Frage: „Was giebt man hier dem Fleischhauer, daß er Einem eine fette Speckseite mache?“ — „Ein Stück Wurst und einmal zu trinken!“ war die Antwort. Der Fragesteller schüttelte ernst den Kopf: „Das findet man bei uns nicht. Bei uns giebt man dem Fleischer ein fettes Schwein, dann macht er auch einen fetten Bachen.“ Selbstverständlich lachte Alles vergnügt über diese Bemerkung.

Beim Mittagessen kam ein Gast zu Tische, der Schwiegervater des Schulmeisters; er war der bereits bekannte Notar. Man begrüßte sich; und als der Notar, der unserm Manne aus dem dämmerigen Coupé her nicht sofort erkannte, fragte, woher er sei, und als er das Dorf nennen hörte, da lachte er hell auf. „Ich bin einmal mit Einem aus Eurer Gemeinde auf der Bahn zusammen gewesen,“ sagte er, „aber das war ein herzlich dummer Kerl. Wie heißt

man Euch?“ Unser Spätmacher nannte seinen Namen. Der Notar sagte: „So hieß ja auch mein Reisefamerad! Giebt es mehrere Eures Namens in Eurerem Orte?“ „Nein,“ war die Antwort; „aber es ist auch nicht nötig für diesen Fall; denn ich war selbst der dumme Kerl, Herr Notarius!“ Dann lachte er die Gesellschaft ebenfalls auf über die Bemerkung mit den zwei Kalendern. Der Notar athmete sichtbar erleichtert auf. „Das ist prächtig!“ rief er. „Darauf sollen wir einmal trinken! Denn wißt, ich habe mir schon ernste Gedanken gemacht darüber, daß es in unserem sächsischen Volke noch solche Tölpel geben könne, wie Ihr einer zu sein vorgibt. Ihr seid ja aber vielmehr ein ganz geschickter Kerl!“

Wie lange die Gesellschaft vergnügt beisammengesessen dort beim Schweine-schlachten, hab' ich nicht erfragt. So bald aber scheint sie sich nicht getrennt zu haben.

Eine Luftfahrt wider Willen.

Man schreibt aus London: Von einem Luftballon entführt zu werden, ohne daß man etwas von der Luftschiffahrt versteht, das grenzt an die schlimmsten Träume mit Alptrüben, die man sich leisten kann, und doch haben zwei Kalender Herren, würdige Mitglieder des Stadtrathes, sorglich die Erfahrung gemacht, was es heißt, den ersten Aufstieg im Ballon führerlos zu machen. Der Ingenieur und Luftschiffer Bramball wollte mit den beiden Herren einen Aufstieg in einem neuen, 25,000 Kubikfuß fassenden Ballon vornehmen, wurde aber im Momente der Abfahrt aus der Gondel geschleudert, und als er sich aus dem Buschwerk, in das er glücklicherweise unterlegt fiel, wieder auf die Beine gebracht hatte, sah er sein Luftschiff in schwindelnder Höhe. Eine wilde Panik bemächtigte sich der Tausende von Zuschauern, die besüchtigten mochten, daß die unfreiwilligen Fahrer sich herausstürzen würden. Das aber fiel ihnen gar nicht ein. Wie jeder brave Engländer, der vor unmittelbarer Todesgefahr steht, dachten sie zunächst an den inneren Menschen und durchsuchten den Kopf ihres zurückgebliebenen Kapitans nach etwas Trinkbarem, was zum Glücke in der Gestalt einer Flasche Brandy sichtbar wurde. Nachdem ihre Stürmung vollzogen war, wurde der einstimme Beschlus gefaßt, daß man nichts von der Sache verstände, aber jedenfalls, ganz oder in Stücken, wohl noch landen werde. Die Mander, die die Beiden anstellten, waren nicht ganz so zart, wie es der Eigentümer des Ballons wohl gewünscht hätte, und der Ballon, der bald über 6000 Fuß hoch geliegen war, sprang über hoch oder fürzte plötzlich tiefer, je nachdem man am Ventil zog oder Ballast auswarf. Endlich konnte nach 50 Minuten, 27 Meilen von der Abfahrtsstelle, die Landung in einem Kornfeld vollzogen werden, und das Erste, was die beiden lüthnen Luftfahrer daran erinnerte, wie es auf der Erde zugehe, war die wüthende Reclamation des Farmers, der wissen wollte, warum sie gerade sein Feld und das seines Nachbarn ausgesucht hätten.

Ein gewissenhafter Vater.

Anekdoten von japanischen Malern, die charakteristisch sind für die außerordentliche Gewissenhaftigkeit, mit der sie an ihr Werk gehen, finden wir in einer englischen Zeitschrift. Hier ein davon: Ein vornehmer und sehr reicher Japaner lud einen berühmten Künstler in sein Haus ein, um ein Bild für ihn zu malen, das eine Anzahl bestimmter Vögel darstellen sollte, wie sie bei Vollmond fliegen. Um ihm zu zeigen, wie wichtig ihm dieser Auftrag war, legte er 1000 Pfund Sterling bei, eine besonders für die japanischen Verhältnisse erstaunlich große Summe. Es war der Ehrgeiz des vornehmen Herrn, gerade von dem ersten Maler im Kaiserreich ein Bild zu haben. Aber er wartete beinahe ein Jahr vergebens auf eine Antwort des Künstlers. Als er dann immer noch keine bekommen hatte, schrieb er noch einmal, legte als zarten Wink weitere 1000 Pfund Sterling bei und gab zu verstehen, daß eine Antwort schnellst erwartet werde. Da schrieb der Künstler sofort, schickte das geordnete Geld zurück und theilte mit, seitdem er den freundlichen Auftrag empfangen hätte, habe er bei jedem Vollmond nach einer guten Gelegenheit ausgehauert, um die erbetene Studie nach der Natur machen zu können, aber es sei ihm noch nicht gelungen. Es wäre unmöglich, zu bestimmen, wann es ihm glücken würde; es konnte fünf, zehn, auch 15 Jahre dauern, auch könnte es sein, daß er nie eine größere Anzahl solcher Vögel dieser Art beim Vollmond sehen würde, so daß er im Stande wäre, sie richtig darzustellen; deshalb schickte er das wunder-schöne Geschenk zurück.

Wortspiel.

A.: „Hat Dich denn der Arzt nun von Deinem Zahnschmerz befreit.“

B.: „Gott sei Dank, ja. Und es war gar nicht so schlimm, wie ich befürchtete, ich würde den Schmerz schmerzlos los.“

Abkühlung.

„Denken Sie sich, ersten habe ich Ihren Namen zum ersten Male gedruckt gesehen.“

Dichter: „Wirklich! O welche Freude! Wo denn?“

„Im Adressbuch.“